

30]

## Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerengeschichte aus unseren Tagen.

Von Peter Rosegger.

„Auf Euer Wohl, Jakob!“ sprach der Verwalter und hob sein Glas. „Trinket, alter Freund. Schaut, Ihr habt Mißtrauen gegen uns, und das ist nicht recht. Wir handeln nach den Verhältnissen der Zeit und haben nichts gegen den Bauernstand. Er wird auch nicht untergehen, aber er wird sich verändern. Und solchen Naturen, wie der Euren, Jakob, thut das Verändern weh, ich begreife es. Aber Ihr sollt Euch nicht beklagen dürfen, daß Euch der Verwalter Ebner schlimm mitgespielt hätte. Auch ich habe eine Heimath gehabt und weiß, was das heißt, und werde sie nie vergessen. Ich habe Euren Willen, auf dem Gute Eurer Väter fest zu bleiben, sehr geachtet. Jetzt ist's anders. Ich habe gehört, daß Eure Tochter ausgewandert ist, Euer Sohn ist auf dem Felde geblieben. Gebt mir Eure Hand, Jakob, seid überzeugt von meiner herzlichen Theilnahme. Aber man muß mit den Thatsachen rechnen und ich sage es Euch, Neuthofer, es ist nicht möglich, Euch allein in Altenmoos zu behaupten. Seid klug, Freund!“

Der Jakob schwieg eine Weile und dann entgegnete er: „Wenn ich jetzt nein sage und wieder nein, so wird's heißen: Trotz und nichts als Trotz. Aber beim lieben Herrgott im Himmel: Ich kann nicht fort von Altenmoos, ich bin angewachsen. Den reichen vornehmen Herren, was kann ihnen liegen an diesem steinigen Bauerngut! Sie sollen mich in Ruhe lassen, mir ist alles dran. Wenn ich einmal gestorben bin und mein Kind meldet sich nicht drum, nachher meinethwegen mag mit dem Neuthof geschehen was will.“

Seltzam zitterte die Stimme, als er die letzten Worte sprach.

„Ich wiederhole noch einmal,“ sagte der Verwalter, „daß mich Eure Anhänglichkeit rührt, man wird eine solche Treue sobald nicht wieder finden. Es war nur ein Rath, daß Ihr für die alten Tage in eine andere Gegend ziehen solltet, etwa zu Eurer Tochter. Ihr könnt ja auch auf dem Neuthofe bleiben, so lange Ihr lebt, es wird Euch an nichts mangeln. Wir werden erkenntlich sein. Der Kampelherr bietet Euch für den Neuthofgrund, wie er heute liegt und steht —“

„Ich will nichts hören!“ unterbrach ihn der Jakob und wehrte mit beiden Händen ab, „mein Haus verkaufe ich nicht. Ich bin gekommen, um meinen Wildschaden anzugeben und dafür entschädigt zu werden. Sonst will ich nichts.“

Der Verwalter stand auf und hatte eine veränderte Stimme, als er nun sprach: „Man wird den Schaden von Sachverständigen abschätzen lassen, und die Entschädigung wird Euch auf Amtswegen zukommen.“ Damit ging er in das Nebenzimmer.

Der Jakob machte sich wieder auf den Weg nach Altenmoos, den er tausendmal schon gegangen war, den seine Vorfahren in ihren jungen und in ihren alten Tagen, in Glück und Noth, unzählige Male gegangen waren. So ging auch heute den steinigen Weg in die uralte geliebte Bergheimath Jakob Steinrenter — Jakob der Letzte.

### Die Schatten wachsen.

Hinter den Eichen des Neuthofes lag ein großer Steinhaufen. Es waren jene Steine, welche die Vorfahren des Jakob aus den Feld- und Weidegründen gegraben und hier zusammengetragen hatten. Das Erdreich schien zeitweilig zur Freude des Jakob steinlos, aber alljährlich von neuem, so oft der Pflug über den Acker ging, riß er Steine hervor und so oft die Sense über die Wiese glitt und die Sichel durch die Halme, klang der Stahl in den Steinen. Die Bauern sagten, es wüchsen die Steine in der Erde wie Kartoffeln, und es wäre beinahe so. Immer wieder mußten sie diese unliebsame Frucht sammeln und auf den Steinhaufen tragen, der denn auch von Jahr zu Jahr größer wurde.

Auf dem Steinhaufen sammelte sich allmählig Erdreich und darauf wucherte rother Holler, Heiderich, Himbeer- gesträuche und Gedistel, auch ein paar Fichtenbäumchen standen

auf, so daß der Jakob einmal sagte: „Da heißt es, das Altenmoos wäre eine unfruchtbare Gegend, und wachsen doch auf dem Steinhaufen allerhand Sachen.“

Als es nun stark zu herbsten begann beim Jakob und zu wintern beim Beshöl-Naz, daß sie die Sonne aussuchten wann und wo es ging, saßen die beiden Männer gerne auf dem warmen Steinhaufen und schauten in die Gegend hinaus. Es war alles anders geworden. Den stattlichen Neuthofer von ehemals hätte man kaum mehr erkannt. Haar und Bart ungepflegt, graugend, die Wangen eingefallen und fast lehmfaßl, die Nase noch schärfer geschnitten, die sonst so schönen klaren Augen trüb und müde und manchmal grell aufzuckend, als wolle sich der Mannesmuth in ihm nicht so ohne weiteres begraben lassen. Der Naz hatte immer noch sein rühriges, seelenfrohes Wesen, er war ein weißhaariges Kind geworden. Ja, das Haar hatte sich endlich doch gebleicht zu Ehren seines 74. Lebensjahres. Und manchmal, wenn er sah, wie alles um ihn so still und schwermüthig war, wollte auch er es werden. Das nächste bunte Steinchen, das er fand, brachte ihn wieder in helle Freude.

Wenn das Herz der beiden Alten munter war und sie sich was Gutes anthun wollten, so redeten sie miteinander von alten Zeiten, da es noch lebendig und lustig gewesen in Altenmoos.

„Gegen dreihundert Menschen sind dagewesen,“ sagte der Jakob, „gute Arbeitsleute, dazumal, tüchtige Soldaten. Ein fester, kernfrischer Schlag.“

„Brächtige Leut!“ fügte der Naz bei.

„Und jetzt nur erliche Krüppel und Gascherln und Wichtlinge und ein paar alte Männer, die auf dem Steinhaufen sitzen“ sagte der Jakob.

„Was ist gesungen worden und gejauchzt, daß es nur so hat angefallen drüben im Rodwald!“ erinnerte sich der Naz. „Heiteres Gespiel mit Zither und Hackbrett haben sie getrieben an Sonn- und Feiertagen. Im Sommer die Kugelbahnen, im Herbst, wenn die Frucht ist unter Dach gewesen, die Schnalzpeitschen, ein Knittern und Knattern überall! Nachher im Winter das Eisschießen, daß die Stöcke nur so haben klingen!“

„Heute todtenstill,“ sagte der Jakob.

„Wie viel waren ihrer Häuser zu Altenmoos?“

„Dreißig,“ in meiner Jugendzeit,“ antwortete der Jakob, „und stattliche! Zwölf Grohbauern. Hat jeder einen seinen Wagen gehabt und ein Ross, oder zwei, ist flott ins Kirchdorf gefahren, im Winter mit dem Schlitten. Hat's geheißen: Aufgeschaut, die Altenmooser Bauern kommen! Wein her und Braten her, Geigen und Pfeifen auf, die Altenmooser Bauern kommen!“

„Heute,“ schmunzelte der Naz, „heute schleifen wir mit der Sacht und Gall um, trinken Wasser und essen Krautrüben. Und wenn der Wind durch die Wandklümpfen pfeift, das ist unsere Tanzmusik.“

„Die Leute dazumal, die haben zusammengehalten. Hat einem was gefehlt, so haben ihm die anderen geholfen. Zu grund' gegangen ist keiner.“

„Ja, so ist's gewesen,“ sagte der Naz und ergriff Jakob's Hand. „Wir halten auch zusammen.“

„Heute,“ fuhr der Jakob fort, „heute traut einer dem anderen nicht, bei uns Ausnahm'. Und so leut'schen! Ich glaube, wenn's zum Sterben ist, so sucht sich jeder dazu den ödweiligsten Winkel auf, daß ihn keiner dabei sieht. Bei den wilden Thieren geht's auch so zu.“

„Ich sage das und bleibe dabei,“ rief der Naz, „es fehlen die Kinder. Nichts wächst mehr nach. Wir werden bald ausgestorben sein.“

„Ich weiß nicht,“ bemerkte der Jakob, „ist es Einbildung oder ist es wirklich so: Mich deucht, zu Altenmoos scheint die Sonne nicht mehr so hell, wie vor Zeiten.“

„Sie scheint nicht mehr so hell,“ bestätigte der Naz.

„Es mag auch an unseren alten Augen liegen, Naz.“

„Es mag auch anderswo liegen, Jakob. — Schau, so lauge ich noch in den Donnergräben dringewesen bin, ist's mir oft aufgefallen, daß in den Waldschluchten mehr Nebel ist, als auf den Matten und als heraußen zu Altenmoos. Jetzt ist zu Altenmoos auch schier überall Wald.“

„Wald auf Wiesen, Wald auf Feldern,“ sagte der Jakob.

„Und jetzt legt sich der Nebel auch ins Altenmoos und bleibt liegen und hängen in den Bäumen wie ein alter Kosen.“

„Richtig wahr, es ist so,“ gab der Jakob zu, „und alle Jahr wird der Winter länger und der Sommer frostiger. Hast vor Zeiten zu Peter und Pauli Reif gesehen zu Altenmoos?“

„Gewiß nicht, gewiß nicht.“

„Und jetzt will der Haser nicht mehr zeitig werden vor dem Schnee.“

„Vor Zeiten, wenn Du Dich erinnern kannst, Bruder, sind alle Wiesen weiß und blau und roth und gelb gewesen vor lauter Blumen!“

„Heute will sogar die Distel nicht mehr blühen. Ueberall zu viel Schatten. Draußen zu Krebsau und weiter herum klagen die Leute, sie hätten zu wenig Wald, weil die Fabriken allen gefressen haben; wir haben zu viel. Die Leute können nicht mehr Maß halten, das können sie nicht. Wie es der geschwindeste Gewinn verlangt, so treiben sie's, und nach anderem fragen sie nicht. Was unsere Nachkommen anfangen sollen, das ist ihnen gleichgiltig.“

„Ich bin sonst nicht viel boshaftig,“ meinte jetzt der Nag, „aber ich ginn's ihnen. Man hört, es geschieht ihnen auch selber nicht wohl, trug Geld und Lustbarkeit, was sie haben. Umbringen — muß betrachten — umbringen thun sich mehr Leut' draußen in der lustigen Welt, als da im traurigen Bergwinkel.“

„Weil ihrer draußen mehr sind,“ wendete der Jakob ein.

„Nicht so, Jakob, nicht so,“ eiferte der Nag, der sich ordentlich gehoben fühlte, daß er über so wichtige Dinge sprach. „Nach dem Percent muß man's nehmen. Hab' neulich erst gehört zu Sandeben, wie einer in der Zeitung gelesen: Stadtleut' thäten sich dreimal mehr umbringen als Landleut'. Es fehlen die Kinder, auch draußen. Viel kleine Leut' aber keine Kinder. Die Leut' kommen heutzutage schon alt auf die Welt.“

„Meinetwegen!“ seufzte der Jakob, „wir werden es so wie so bald überstanden haben.“

Von solcher Art war ihr Gespräch auf dem Steinhäusen, wenn die Sonne schien.

Da trieb's doch der Almhalter Wegerer anders. Kümmerlich ging's freilich auch ihm. Die Kinder, die ihm von den Sandebener Bauern anvertraut waren, daß er sie in ihren Geschlägen und auf ihren Almen weide und hute, wurden fett, er selber blieb zaunmarterdür.

Eines Tages trieb er aus seiner Weidegegend einen Ochsen durch Altenmoos und gegen Sandeben dem Fleischtbauer zu.

„Mach' dir aber nichts drauß, Falber,“ sprach er unterwegs zum Kinde, „schau, sollst dir denken, es ist dir halt schon so aufgesetzt, daß du geschlachtet und aufgegesen werden muß.“

„Wegerer, Du bist auch ein Och!“ erscholl plötzlich vom nächsten Busch her eine Stimme, „und das ist Dir halt schon so aufgesetzt.“

Dem Wegerer war etwas uneben. Er wußte nicht ganz genau, wie es gemeint ist, wenn man einen Menschen Och's nennt.

Der alte Nag schmunzelte. Der Jakob sagte: „Es mag ja was Wahres dran sein: Die Einfalt ist dem Menschen angeboren, aber dumm muß er selber werden.“

Dem Jakob war wohl auch etwas angeboren; besonders bei der Wildschadenvergütung kam er sich fremder Schlaueit gegenüber sehr einfältig vor. Die Wildschäden wurden ihm richtig allemal vergütet. Abgeschätzt wurden sie von Jägern, Jagdliebhabern und anderen Leuten, die unter der Gnade oder unter dem Drucke des Kampelherrn lebten.

Die Hirschen haben ihm das Kraut gefressen. Was ist ein Kohlkopf werth? — Um vier Kreuzer, meinten die Schätzmänner, könne man sogar draußen in der Krebsau die schönsten Kohlköpfe haben. An zweihundert Stück, wenn man's hoch nimmt, seien gefressen, macht acht Gulden. Daar belam der Jakob das Geld auf die Hand ausgezahlt.

Dieser hielt das Papier in der flachen Hand so hin und sagte: „Was mache ich damit? Draußen im Thal mag man den Kohl so kaufen, aber wer fährt mir ihn herein, wo alle Wege zerissen sind! Oder wachsen jetzt im Spätherbst die Kohlköpfe zu Altenmoos, wenn ich dieses Papier ansäe? Ihr lieben Herren, für mich hat der Kohl einen anderen Werth, als für Euch. Für Euch ist er nur Zuspeis, für mich ist er auch Braten, mit Verlaub.“

Es half nichts. Wenn ihm die Entschädigung zu gering sei, hieß es, so möge er sich ans Gericht wenden.

„Daß ich ein Narr wäre!“ lachte der Jakob auf, „da wollt' mir mein Recht hübsch theuer zu stehen kommen! Das kennen wir.“

Einmal, als ihm das Wild sein Haserfeld arg mitgenommen hatte, ward ihm natürlich alsbald die Schadensabschätzung in Aussicht gestellt. Sie ließ aber auf sich warten. Der Haser, so viel noch vorhanden, war reif und wollte geschnitten sein. Der Waldmeister ließ dem Jakob auf seine Vorstellung sagen, wenn er den Haser schneide, bevor die Kommission käme, so kriege er nichts. Der Jakob wartete. Bevor jedoch die Abschätzung kam, kam der Schnee und vernichtete die ganze Ernte. Bald hernach war auch die löbliche Kommission da. Sie machte eine sehr bedenkliche Miene und fragte: Wieso da von Wildschäden die Rede sein könne? Da müsse der Reuthofer schon den Herrgott verklagen, für das Schneien sei der Jagdher nicht verantwortlich.

Da ballten sich dem armen Manne wohl oft die Fäuste im Sack.

„Was wollt' Ihr Euch beklagen!“ sagte ihm einmal ein Bauer aus der Krebsau, „bei uns draußen vernichtet das Wild die ganze Obstzucht. Wer junge Obstbäume hat, der weiß die Hasen erst zu schätzen, wenn sie in der Schüssel sind!“

„Ich kann mir nicht helfen,“ antwortete der Jakob, „aber daß auch Ihr Euch's gefallen laßt, wo Guer doch noch so viele sind, das verstehe ich nicht. Viele Hunde sind ja doch des Hasen Tod.“

„Und viele Hasen sind des Bauern Tod.“

Im Reuthofe war trotz des manchmal umziehenden Gefindels der Haushund abgeschafft worden. Durch das beständige Hundegebell am Hofe werde ringsum das Wild verschreckt, behauptete der Waldmeister, und das war dem Hund nicht gebeiulich; starb er nicht an knallendem, so starb er an stillem Pulver. Der Jakob mochte die Todesqualen nicht herausbeschwören und verzichtete auf den Hauswächter. Eines Tages, als die alte Gardel gerucht hatte: „Wenn nur einmal das Kraut zeitig wär, daß ich wüß', was ich kochen kann!“ und als wieder ein Hirsch in den Gemüsegarten gebrochen war, nahm der Jakob seine mit Waffenpaß wohl verlaufene Hausflinte von der Wand, öffnete das Stubenfenster und schoß das Thier über den Hausen.

Der alte Nag that einen Freudenschrei: „So ist's recht, Jakob! Ehevor uns der Hirsch frist, frissen wir den Hirschen!“

Aber der Jakob sagte: „Das ist nicht so, mein lieber Bruder. Die Freude sollen sie nicht haben, daß sie mich als Wilddieb packen könnten. Sie können mir die Wirthschaft zu grund' richten, sie können mir die Haut abziehen, aber zum schlechten Kerl machen sie mich nicht.“

Der Jakob ging hinaus in die Vorgegend zum Verwalter.

„Herr!“ sagte er zu diesem, „ich habe gebeten und Beschwerten geführt. Ich habe nichts erreicht. Ich habe das Beispiel von der Wildschadenvergütung erlebt und hab's ertragen. Jetzt ist's aus und ich kann nicht mehr bestehen, wenn ich mich nicht selber schütze. Heute ist wieder ein Thier in meinem Garten gekommen. Wenn Ihr es wegschaffen wollt, es liegt dort, wo es gestanden ist.“

„Reuthofer!“ sagte der Verwalter und blickte den Bauer ernst an.

„Ja,“ antwortete der Jakob, „ich habe es niedergeschossen.“

Der Verwalter schwieg.

„Ich habe das Thier niedergeschossen,“ wiederholte der Jakob. „Der Jäger hat mir die Kalbin erschossen, die auf seinen Grund kam, ich ihm den Hirschen, der mir in den Garten brach. So wird's in Ordnung sein.“

„Das thut mir leid,“ murmelte der Verwalter und zog an einer Klingel.

Auf das trat ein stämmiger Jagdbursche ein.

„Es thut mir leid,“ wiederholte der Verwalter zum Jakob gewendet, „daß wir Zwei auf solche Art auseinandergehen müssen. Ich wollt' Euch's immer gut; ich habe Mitleid mit Euch gehabt, habe Euch wahrlich vieles entschuldigt. Den Bauerntroz läßt man hingehen, der Eigensinn zehrt sich selber auf. Die Bosheit aber! Die Bosheit kann ich nicht verzeihen. — Franz, thu' Deinen Hirschkänger um und führe den Mann hinein zum Bezirksgericht. Ich komme bald nach!“

„Einsperren!“ rief der Jakob. (Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Woche um Woche verrinnt und die groteske Tragikomödie im Südosten Europas nimmt keinen Abschluß. Eine stüchtige Epifode nur war die neudeutsche Schneidigkeit, die man gegen Griechenland hervorlebte. Sie half keine Schwierigkeit überwinden und hat das Maß unserer Unbeliebtheit nach der Ferne hin noch vergrößert.

Man mag über die hellenisch-kretische Frage denken wie man will, das eine bleibt als auffällige Thatsache bestehen: Innerhalb der deutschen Kultursphäre, gerade dort also, wo man nächst England die klassische Schulbildung am lautesten preist, sieht das Bürgertum der griechischen Bewegung von heute völlig stumpf und gleichgültig gegenüber. Der trockenste Kaufmann wird in Feiernstunden am Stammtisch gern der deutschen Niederstufen und Gymnasien gedenken, die von der alten Kultur Griechenlands und Roms Nahrung schöpfen; noch jüngst, als der 400. Geburtstag Philipp Schwarzherz's, der seinen Namen selbst ins Griechische übersehte und als Melanchthon der Nachwelt bekant ist, gefeiert wurde, war in allen Familienblättern deutscher Zunge überschwengliches über die humanistische Bildung gesagt. Und dabei diese völlige Indifferenz dem modernen Hellenenthum gegenüber. Nicht einmal in der deutschen Studentenschaft, die an hellenischer Schönheit sich beirren durfte, so weit sie noch hierfür empfänglich ist, glimmt nur ein Funke von enthusiastischer Theilnahme. Für sie gilt freilich Goethe's Wort: „Jugend ist Trunkenheit ohne Wein!“ längt nicht mehr. Man könnte ja von allen politischen Erwägungen absehn. Man könnte selbst vom schlaffen Unterthänigkeitsgefühl sich leiten lassen, das im ergebenen und gewiß höchst bequemen Autoritätsglauben meint: Laß die Oberen sorgen, die werden schon das Rechte treffen! Und trotzdem mühte man doch rein menschlich bewegt werden. Ein Stamm kämpft um das Recht der Selbstbestimmung. Im Mutterlande gährt es und flammt es empor. Tausende enthusiasten sich für den Hellenismus, sind waffenbereit. Die können doch nicht bloße Abenteuer sein; und nicht von Strohhalm oder Verbeugung nur darf man da reden. Am Ende begreift der Bürger, und wäre er noch so schwerfällig, was es heißt, in den Geldbeutel zu greifen, um den Kampf für eine Idee zu unterstützen. Und es haben viele Griechen, die verstreut im Auslande leben, bewiesen, daß sie nicht bloß habgierig zu sein verstehen. Die demokratischen Elemente anderer Nationen haben theilnahmenvoll demonstriert. Nur bei uns ist das Bürgertum, das die Augen verdreht, wenn es von Homer und Sophokles, von Phidias oder Appelles hört, völlig stumm geblieben. Ja man kommt sich noch höchst realpolitisch und weise vor, wenn man ein ganzes Volk, das sicherlich wie jedes andere Gerechte und Ungerechte hat, ausnahmslos verschimpft. Ja, die Griechen haben das Verbrechen begangen, das schrecklichste für jeden Philister und haben ihre Schulden nicht bezahlt. Aber die Gläubiger wollten doch auch mit griechischen Papieren ein fettes Geschäftchen machen, und selbst wenn man gerne zugäbe, das moderne Hellenenthum habe abstoßende typische Eigenthümlichkeiten: Wäre damit etwas anderes bewiesen, als was alle Völkergeschichte lehrt? Griechenland war unterdrückt, gewaltsam niedergehalten. Wie bei allen unterdrückten Stämmen, die ihre Kräfte nicht gleichmäßig, nicht harmonisch entwickeln können, bildeten sich bei den Griechen gewisse Fähigkeiten und Neigungen einseitig aus. List mußte ihnen mehr gelten, als Geradsinn. Eine korrupte Regierung, wie die des Osmanenthums und seiner Beamtenschaft, schuf Bestechlichkeit, Hang zum Betrage, zum geschäftlichen Raffinement. So entstand das Schimpfwort „Gräte“, das in der französischen Sprache gleichbedeutend ist mit „Bigeuner, Gauner und Taschenpieler“.

Das aber reicht in die Vergangenheit; nicht alles kann naturgemäß getilgt sein, was der Druck von Jahrhunderten verbrochen hat. So lange ist Griechenland noch nicht freier Entwicklung anheimgegeben. Das spießbürgerliche Vorurtheil, in dessen, das niedrige und erbärmliche, das alles Völkerverleben, und wäre es noch so mannigfaltig und verwickelt, mit Vorlebe und ohne Nachdenklichkeit in ein paar Schlagworten kennzeichnet, klammert sich an den Schimpfnamen „Gräte!“ Das ist fürchterlich einfach. Man braucht nichts zu kennen und nichts zu wissen; man braucht nur unduldsam zu sein: die größte Stärke aller Dummköpfe! Daß es im heutigen Hellas eine geistige Weiterentwicklung giebt, daß das neue Griechenland auch Denker und Dichter und eine ganze Reihe begabter Publizisten hat, die einen einflußreichen Journalismus geschaffen haben, was kümmert das den Unwissenden. Er braucht sein Schema und das lautet: der Grieche in den Küstenstädten ist ein verschämter Kaufmann und Bauernfänger und keines Idealismus fähig; der Grieche in den Bergen ein Hammelieb oder Bandit.

Nicht Hellenen-Schwärmerei sollte hier zu Worte kommen, sondern die Beschränktheit unseres Philisteriums sollte charakterisiert werden; für seine Unbeweglichkeit, für seinen Mangel an Erregbarkeit sucht es eine Deckung und so schafft es sich ein triviales Durchschnittsbild von einer ganzen Nation, gespickt voll von Vorurtheilen und Erbärmlichkeiten.

Vorüber ist es mit der Begeisterungsfähigkeit unseres Bürgertums, gründlich vorüber. Es erhitst sich nur mehr auf Kommando. Es geht fromm zur Kirche auf Kommando, es trauert auf Kommando, es thut auf Kommando, als könnte es jubeln. Es verehrt und throniert auf Kommando mit wenig Liebe und viel Falschheit. Eine wackere Unteroffizierschulung, fürwahr!

Woher sollten auch die Menschen Begeisterungsfähigkeit nehmen, die man gelebt hat, im maßlosesten Eigendünkel geistig zu verfinstern? Es war auch in Oesterreich hohe Zeit, daß diesem engherzigen Eigendünkel eine neue Weltanschauung gegenübertritt. Es ist ungemein bezeichnend, daß im wirtschaftlich fortgeschrittensten Theil von Oesterreich, in Nordböhmen, der Volkswille Sozialdemokraten in den Reichsrath berief.

Nordböhmen, an der Grenzscheide Deutschlands und Oesterreichs gelegen, kannte immer das regste politische Leben in unserem Nachbarreich. Wichtige Interessensfragen schärften die Intelligenz der Bevölkerung. Inmitten dieser aufgeklärten, öffentlich regsamem Bevölkerung konnte auf den ersten Anhub der prächtige, sozialdemokratische Sieg erfochten werden.

Schlimmer stand es in Wien. Dort hat noch einmal und hoffentlich zum letzten Male die vereinigte Rückwärtserei gesiegt. Nirgend war auch der Boden für diese Erscheinung so gut vorbereitet, wie in Wien. Dort war seit Jahrzehnten in Wort und Lied der lokalpatriotische Nerv überhitzt worden. Der armste Wiener Droschkentritscher mußte in den Wahnvorstellungen leben, er sei eine Art von höherem Wesen, eine höchst seltene und vielgeschätzte Spezialität. Nirgends wurde dem Eigendünkel mehr geschmeichelt, nirgends wurde der Kleinbürgerliche Eigendünkel so zärtlich gehätschelt, als an der schönen, blauen Donau. Unzählig wurden die Variationen über das Thema: Wien bleibt Wien. So wurde geflüstert ein Geist der Abgeschlossenheit großgezogen, der lächerlich wurde. Der Wiener Kleinbürger fühlte sich wie ein Aristokrat kraft seiner Geburt. Alles Nichtwienerische war ihm „Lust“ oder verächtlich. Aber sich aristokratisch geben kostet Geld. Und als das Kleinbürgertum sah, welcher Widerspruch zwischen dem Nobeltumswollen und der fargen Wirklichkeit lagte, als seine sozialen Lebensbedingungen immer dürftiger wurden, da wurde es suchtsüßselwid und gerieth in unklare Gährung. Diesen Zustand empörter Mißvergnüchlichkeit machten sich geschickte Agitatoren mit Hilfe antisemitisch-kerikaler Einflüsse zu Nutze. Eine verlotterte liberale Presse schuf günstige Wege für die Agitation. Das Judenthum in Wien, das mannigfach noch die erste Generation von Emanzipirten darstellte mit den Unarten und Eigenthümlichkeiten eines Geschlechts, das eben erst der Freiheit zugeführt wurde, wird wohl auch in seinen kapitalträchtigen Präben alle unklaren Köpfe zu heftigem Groll erregt haben, und so überfah das Kleinbürgertum und vielleicht selbst mancher Industriearbeiter vor der persönlich-zufälligen die wesentliche Erscheinung. In diese Kreise Klarheit zu tragen, statt vager Instinkte reise Ueberlegung zu wecken, wird die Aufgabe der Wiener Sozialdemokratie sein. Was sie unter ungünstigsten Umständen bisher erreicht hat, bürgt dafür, daß auch der Spuk, der heute Wien umsanzen hält, bald schwinde.

Alpha.

## Kleines Feuilleton.

k. Vissagary's „Geschichte der Pariser Kommune“ vor Gericht. Zwanzig Jahre nach Erscheinen der ersten Ausgabe dieses Meisterwerkes sind einem von Vissagary gebrauchten und inzwischen verstorbenen Helfershelfer der Versailler Bluthunde pietätvolle Sühne erwachsen, die das Andenken ihres Herrn Vaters gerichtlich reinwaschen lassen wollten. Es handelt sich um den Chirurgen Debeau, von dem Vissagary berichtet, er habe einen im Spital Beaujon verpflegten Kommune kämpfer denunziert. Das Gericht entschied, daß die Angabe des Geschichtsschreibers unzutreffend sei. Und worauf beruht es sich? Auf eine von Debeau Anfang der 70er Jahre bewirkte amtliche Erhebung, welche natürlich dessen Unschuld ergab. Die Auslieferung wurde in plumper Weise auf ein „Mißverständnis“ zurückgeführt. Galt es doch, den stürmischen Protesten der ehrlichen Studenten gegen den Denunzianten ein Ende zu bereiten. Vissagary hatte allen Grund, die Ergebnisse der tendenziösen Erhebung zu ignoriren. Daß der ausgelieferte Kommunard — entgegen Vissagary's weiterer Angabe — nicht süßlirt wurde, scheint vom Gericht festgestellt worden zu sein. Das vermag aber die Insamie des Denunzianten nicht im mindesten abzuschwächen. Das Gericht erkannte zu gunsten Debeau's. Der Geschichtsschreiber wurde zu 1 Fr. Schadenersatzgeld an die Kläger, zur Veröffentlichung des Gerichtsurtheils in fünf Zeitungen und in die Gerichtskosten verurtheilt. Außerdem ist die inkriminierte Stelle aus den nichtverkauften Exemplaren des Buches auszumergen. — Das Urtheil bedeutet insofern ein Attentat auf die Freiheit der Geschichtsforschung, als das Gericht sich das Recht anmaßt, auf Verlangen pietätvoller Nachkommen und Verwandten über die Wahrheit der in einem Geschichtswerk vorgebrachten Thatsachen zu entscheiden. In der Bourgeoisrepublik heißt das, der Klassenjustiz auch noch das Gebiet der vergangenen Klassenkämpfe unterzujellen. —

### Literarisches.

— Die diesjährige März-Zeitung ist erschienen. Das achteitige Blatt bringt zwei Bilder, eine Zeichnung von Marcus und eine Nachbildung von Eugen Delacroix' berühmtem Gemälde: Die Freiheit, das Volk führend. Der letztere Theil erscheint im Hinblick auf die Feier gut gewählt und enthält u. a. eine Chronik des Jahres 1848. Dem Blatte wird gewiß die verdiente Anerkennung werden. —

**Theater.**

Ein Rezept gegen böse Schwiegermütter verschreiben Meil hac und St. Albin in dem Lustspiel „Der Herr Abbé“, das am Freitag zum ersten Male im Lessing-Theater aufgeführt wurde, lebhaftere Zustimmung aber nur nach dem zweiten Akt, dem wichtigsten der Komödie, fand. Man sieht kein neues Thema; und da Weilhac, der cynische Spötter von ehemals, seit er in die Akademie aufgenommen worden, mit der frechen Lustigkeit seine beste Kraft einbüßte, so fehlt auch die tolle Laune von früher. Der Herr Abbé selbst spielt im Stück nur eine Episode; er ist ein guter, frommer Abbé alten Schlages, der seinem Zögling von ehemals, dem Grafen de la Braquerie, in Treue zugethan ist. Der Graf hat eine Muckerin zur Schwiegermutter, die mit der Frömmerei seine junge Ehe vergiften möchte. Das läßt sich der lebenslustige Mann nicht gefallen und zum Schluß befehrt er mit Hilfe des Abbés die schlimme Schwiegermutter, die im tröstlichen Hinblick auf kleine Entschelten ärtlich und zuvorkommend wird. Dies geschieht mit einer Pflöchlichkeit, die nur in der Komödie vorkommt. — Eine hübsche Episode gab Herr Mertens als gutmüthiger, simpler Land-Abbé. Zu scharf wohl trug Frau Moser-Sperner als harte Schwiegermutter auf. Ihre, wie die Darstellung des sonst zurückhaltenden Herrn Waldow (ein alter Ged) grenzte ans stark Poffenhafte.

— Die „Freie Bühne“ tritt wieder ins Leben. Am Palmsonntag wird der Verein „Freie Bühne“ im Deutschen Theater das Schauspiel „Grete's Glück“ von Emil Mariot und einen Einakter „Am Ende“ von Marie v. Ebner-Eschenbach zur Aufführung bringen. —

**Physiologisches.**

— Die Geschwindigkeit der Hirnverrichtungen. Man schreibt der „Köln. Ztg.“: Vor kurzem besprach Charles Richet, Professor der Physiologie an der Pariser Universität, im Institut Solvay zu Brüssel eine von ihm und seinem Schüler André Broca gemachte Entdeckung in betreff der Thätigkeit des menschlichen Hirns. Bekanntlich haben alle unsere Sinnes- und Geistes-thätigkeiten ihren Ursprung in der Thätigkeit des Gehirns; das Gehirn ist es auch, das alle willkürlichen Bewegungen vermittelt; es wirkt wie ein Telegraph, der den Trägern dieser Bewegung, den Nervenfasern, seine Befehle erteilt. Diese freiwillige und bewußte Thätigkeit des Gehirns läßt sich durch einen elektrischen Reiz ersehen. Jede Berührung der Hirnrinde eines betäubten, also willenlosen Thieres mit dem elektrischen Strom erzeugt, je nachdem welche Gegend dieses Gehirns von diesem Strom getroffen wird, eine sofortige Bewegung des Beines, der Zehen etc. Die Elektrizität kann also hier als ein „künstlicher Wille“ aufgefaßt werden. Richet und Broca haben nun Versuche angestellt, ob man durch äußerst schnelle Stromunterbrechung jene Bewegungen willkürlich oft wiederholen könne, und sind dabei zu der Ueberzeugung gelangt, daß das Gehirn nach jeder Thätigkeit einer Ruhepause bedürfe. Mehr als zehn bis zwölf Bewegungen in der Sekunde vermag es nicht zu bewerkstelligen. Der geschickteste Pianist, der vollendetste Geiger kann in der Sekunde nicht mehr als zwölf Noten einzeln spielen, und wenn wir es versuchen, irgend einen Satz möglichst schnell zu denken, werden wir es in der Sekunde niemals auf mehr als zwölf Silben bringen. Nach den Versuchen Richets hat also das Hirn eine wellenförmige Thätigkeit, die in der Sekunde sich höchstens zwölf Mal entsalten kann und von Ruhepausen unterbrochen ist. Der Vortragende bestätigte durch Experimente an einem mit Chloralhydrat betäubten Hunde seine Behauptungen. —

**Humoristisches.**

— Der Hotelier und sein „Selbstmörder“. Schauplatz: Eleganter Salon in einem Hotel ersten Ranges. Zeit: Tag, nachdem in einem anderen Hotel ein Selbstmord verübt worden. Personen: Der Hotelier, ein Passagier.

Hotelier (tritt, sich tief verbiegend, ins Zimmer): Mein Herr, Sie belieben, mich rufen zu lassen . . .

Gast: Bitte, nehmen Sie Platz . . . Ich wollte Ihnen sagen . . . ich bin außerordentlich mit Ihrem Hotel zufrieden . . . Elegantes Zimmer . . . exquisite Küche . . .

Hotelier: Ich bin glücklich, diese Anerkennung zu finden . . .

Gast: Bitte . . . Nun muß ich aber eine andere, unangenehme Sache berühren . . . Ich erwartete Geld. Es kam nicht an . . . Ich müßte auch noch heute eine Reise antreten, von der für mich alles abhängt . . .

Hotelier (sich erhebend, hart): Mein Herr, bei uns müssen vor allem die Rechnungen beglichen werden . . .

Gast: Selbstverständlich. Meine Wochenrechnung macht 126 Gulden aus, aber, wie ich Ihnen bereits bemerkte, mein Geld ist ausgeblieben und . . .

Hotelier (unterbrechend): Ich bedaure sehr, aber . . .

Gast: O, ich muß bedauern . . . mein Verlust ist größer als der Ihre. Die Rechnung werden meine Angehörigen begleichen, aber mich wird niemand zu neuem Leben erwecken . . .

Hotelier (erschrocken): Wie . . . neues Leben . . . Bitte sehr . . .

Gast: Ich war stets Kavaliere, seien Sie beruhigt, ich weiß,

was meine Pflicht ist. Ich ließ Sie auch nur rufen, um Sie um Entschuldigung wegen der Unannehmlichkeiten zu bitten, die ich Ihnen bereiten werde. Leben Sie wohl . . . In einer Stunde bin ich todt. (Zieht auf einen Revolver.)

Hotelier: Um Gottes willen, bedenken Sie doch, der Ruf meines Hotels . . . man wird über mich schreiben . . . die Polizei wird kommen . . . Gräßlich.

Gast: Man wird auch über mich schreiben.

Hotelier: Ja, aber das wird Sie dann nicht mehr gereuen . . . Ich beschwöre Sie, verlassen Sie mein Hotel. Gehen Sie in das vis-à-vis. Es ist auch eines ersten Ranges, es konkurriert mit mir . . . dort meinethwegen können Sie sich erschließen . . . Ihre Rechnung baldire ich. (Weht zum Tisch, auf dem die Rechnung liegt, und schreibt: Saldir.) So . . . bitte, alles in Ordnung.

Gast: Sie sind sehr liebenswürdig, aber ich kann das nicht akzeptieren. Ich sagte Ihnen, ich muß verreisen, sonst ist für mich alles verloren . . . Ich habe aber auch keine Reispesenen . . . Leben Sie wohl . . . Verlassen Sie mich.

Hotelier: Wohin wollten Sie reisen?

Gast: Nach Belgrad.

Hotelier (aufstehend): Kostet zweiter Klasse 8 Gulden 40 Kreuzer. Bitte, hier ist das Geld.

Gast (düster): Ich bin nie anders als erste Klasse gefahren . . .

Hotelier: Auch gut. (Legt 18 Gulden auf den Tisch.)

Gast: Sagen Sie mir, weshalb interessieren Sie sich so sehr für mein Leben?

Hotelier: Der Ruf meines Hotels steht auf dem Spiele. Sie dürfen sich bei mir nicht tödten.

Gast: Nun gut, ich verlasse Sie. Aber ich kann nicht zu Fuß zur Bahn . . . Ich muß auch Ihren Leuten Trinkgelder geben . . .

Hotelier (legt noch zehn Silbergulden auf den Tisch, öffnet sodann die Thüre und ruft): Lohndiener! Der gnädige Herr will verreisen. Mach eine Droschke . . . Ich begleite Sie zum Wagen . . . ich warte, bis er kommt. (Setzt sich nieder und trocknet sich den Schweiß von der Stirne.)

Gast (für sich): 23 Gulden Reingewinn. Ich fahre sofort in ein anderes Hotel. In einem Jahre bin ich Rentier. —

(Pfeift Hirrlap.)

**Vermischtes vom Tage.**

— Die Zahl der in dem Thonier Vorort Mader an Trichinosis erkrankten Personen ist auf vierzig gestiegen. Drei Personen sind bereits gestorben. —

— In Langenberg bei Gera waren einem Materialisten Ende vorigen Jahres 100 M. gestohlen worden. Dieser Lage ist ihm die Summe sammt Zinsen durch Postanweisung wieder zugegangen. —

— Fiume. Der Segler „Torino“ ist infolge eines an Bord ausgebrochenen Brandes mit voller Ladung gesunken. —

— Eine neue Art von Kellame. Ein Geschäft in Bern hat einen jungen Mann von außerordentlicher Schönheit als „Ladendeforation“ angestellt und erzielte dadurch einen ganz bedeutenden Kundinnenzuwachs. —

— Von der Pest. Der „Oesterreichische Lloyd“ weist alle über Wien kommenden Waarensendungen nach Massauah zurück, da der Hafen von Wien für verseucht erklärt worden ist. —

— Christiania. Das Budgetkomitee des Storting bewilligte einstimmig die Summe von 4000 Kronen für jeden der 12 Gefährten Ransen's und von je 3000 Kronen jährlich durch fünf Jahre für Kapitän Suerdrup, der 1898 eine neue von Ransen geplante Expedition mit dem Schiff „Fram“ unternommen wird. —

— Vom Steigen der Bilderpreise. In London wurde unlängst auf einer Kunstauktion ein Portrait von Lawrence für 2300 Guineen (48 300 M.) verkauft; 1863 hatte dasselbe Bild nur 75 Guineen erzielt. Vor zwei Jahren erzielte Gainsborough's „Lady Mülgrave“, die 1880 für 1050 Pfund Sterling fortging, 10 500 Pfund. Rembrandt's „Nicolaus Putz“, der 1850 für 283 Pfund losgeschlagen wurde, wurde 1894 für 4935 Pfund Sterling verkauft. —

— Konstantinopel. Der Scheich Dschemal Eddin el Afgan ist „gestorben.“ Dschemal Eddin galt als einer der gebildetsten Muhammedaner und als Autorität in Sachen der Koran-Erklärung. Er stammte aus Afghanistan, lebte dann in Persien, mußte aber, da man ihn für den Chef der Babisiten hielt, ins Ausland flüchten. Er ging nach Paris und London und führte hier das Leben eines Gelehrten. Seit einigen Jahren lebte er in Konstantinopel. Der Schah von Persien wollte ihn ausgeliefert haben, er beschuldigte ihn, den Mörder seines Vaters gedungen zu haben. Dschemal Eddin wies die Anschuldigung öffentlich zurück, und der Sultan verweigerte einmüthig die Auslieferung. Jetzt braucht der Beherrscher der Rechtgläubigen Bundesgenossen. Auch an den Schah von Persien soll er sich schon um Unterstützung gewandt haben. Da ging Dschemal Eddin hin und „starb.“ Er stand bereits in hohem Alter. —